

THOMAS DE MAIZIÈRE

im Gespräch mit Stefan Braun

Damit der Staat den Menschen dient

THOMAS
DE MAIZIÈRE

IM GESPRÄCH MIT STEFAN BRAUN

**Damit der Staat
den Menschen dient**

ÜBER MACHT UND REGIEREN

Siedler



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier

Munken Premium Cream liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Erste Auflage

Copyright © 2013 by Siedler Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Rothfos + Gabler, Hamburg

Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2013

ISBN 978-3-8275-0022-9

www.siedler-verlag.de

Inhalt

Vorwort	9
----------------	----------

KAPITEL 1

Über gute und schlechte Politiker	11
--	-----------

»Ich bin für das Primat der Politik« – Zum Führen braucht man Macht – Wechselbad der Gefühle – Die Scheinriesen von Berlin

KAPITEL 2

Familie, Schule, Freunde, Kirche – Welt und Werte	19
--	-----------

Die Familie – Tod der Eltern – Der Vater – Kleiner General – Die Schuld der Wehrmacht – Grenzen des Gehorsams – Debattenschule Abendbrottisch – »Spar dir deine Tränen auf« – Unter Geschwistern – Die schärfste Kritikerin – Eiserne Regeln muss man brechen – Fordern, ohne zu überfordern – Die CDU und die Familien – Die Männer vom Sockel stoßen – Das Ende des Vagabundenlebens – Gegen die Regeln – Streiche unter falschem Namen – Sehnsucht nach der Tarnkappe – Urlaub ohne Uhr – Echte Freunde – Geheimnisse im Leben und in der Politik – Niederlagen sind wichtig – Das Aloisiuskolleg – Die richtige Glaubensrichtung – Braucht die Welt einen Papst? – Gute und schlechte Patres – Entsetzen über den Missbrauch – Elite verpflichtet – Zum Bildungsstreit – Der Feuerwehrmann – kein Sprung in die Niagara-Fälle

KAPITEL 3

Wehrdienst, Studium, Westberlin – Der Weg in die Politik	87
---	-----------

Von wegen Töten – Gerechtfertigte Kriege – Chillen, Karriere, Dienen – Eine Gesellschaft braucht Helden – Gute Schule RCDS – Konflikt mit Georg Milbradt – Formelle und informelle Verfahren – Berlin statt New York – Richard von Weizsäcker – Zur Bedeutung von Verkehrsbetrieben – Der Liebe den Vorzug geben – Über Bundespräsidenten –

Zapfenstreich für Christian Wulff – Hochnäsige Bürgerliche – Eberhard Diepgen – Von Berlin reden und an den Kiez denken – Die CDU in den Großstädten – Unvergessene Niederlage – Historisches Glück

KAPITEL 4

Mauerfall, Einigungsvertrag, Kampf um die Würde des Ostens – An der Seite von Lothar de Maizière

123

Die de Maizières und das Ende der DDR – Geheimtreffen in Pankow – Streit mit Kohls CDU – Lothar de Maizière wird Parteivorsitzender – Wolfgang Schnurs Verzicht – Sieg am 18. März – Wahlabend mit Angela Merkel – Aufbau der neuen Regierung – Verfassungs- und Vermögensfragen – Wenn das Verhandlungsgewicht in der Sonne schmilzt – Arroganz des Westens, Würde des Ostens – Streitpunkte der letzten Nacht – Der Einigungsvertrag kurz vor dem Scheitern – Sprengsatz Paragraph 218 – Rückgabe vor Entschädigung – Gute Treuhand, schlechte Treuhand – Vom Verschwinden der Revolutionäre – Attentat auf Wolfgang Schäuble

KAPITEL 5

Lehrjahre im Osten – Ankommen in einer neuen Welt, erst Schwerin, dann Dresden

173

Graues Magdeburg, sonniges Schwerin – Leben im Plattenbau – Die Wucht der Demographie – Rotlichtbestrahlung in der Schule – Zwischen Pflichterfüllung und Familienleben – Strolche erzählen, wie die Welt funktioniert – »Ihr de Maizières seid anders!« – Der Staatssekretär hat auch mal selbst kopiert – Mehr ostdeutscher als westdeutscher Politiker – Intrigen und Illoyalitäten – Vermitteln zwischen Alphetierchen – Verhandeln mit der SPD – Rostock-Lichtenhagen und der Trotz – National befreite Zonen kann es nicht geben – Lernen aus der Geschichte – NSU und V-Leute – Ärgern über eigene Fehler – Dresden – Verschleißerscheinungen und Niederlage – Staatssekretär einer Verliererpartei – Leben als Hausmann – Anruf aus Dresden – Lehrmeister Biedenkopf – Ermüdung der CDU – Der

Multi-Minister – Wie man ein Haus führt, wie man ein Kabinett führt – Tote Hunde – Ausläufer des Sachsensumpfs – Warum Volksentscheide falsch sind – Nähe und Distanz zur Kanzlerin – Heimat muss erworben werden

KAPITEL 6

Umzug ins Kanzleramt –

Bestehen-Müssen in einer neuen Liga

231

Merkels Anruf – Sitzung des Familienrats – Im Kanzleramt – Berlin ist eine andere Liga – Die Ratschläge des Friedrich Bohl – Man muss Fehler machen, um richtig gut zu werden – Man muss regieren auch können – Ein Minister in der Poststelle – Rot und Grün – Entlassung von Staatssekretären

KAPITEL 7

Große Koalition I:

Erst im Glück, dann im Clinch

253

Der Start der Großen Koalition – Müntefering und Steinmeier – Die Fälle al-Masri und Kurnaz – Fehler in Zeiten des Terrors – Wie hält sich der Staat von Folter fern? – Gelbe Karte für den BND-Chef – Michael Buback – Vermintes Gelände Gesundheitspolitik – Röntgengeräte in München – Kommunikations-GAU – Lust auf eine Machete

KAPITEL 8

Große Koalition II: »Euer Geld ist sicher« –

der Kampf gegen die Weltfinanzkrise

281

Finanzkrise und Opel – Lehman Brothers fällt – Das große Versprechen – Können und Glück hoch drei – Vorsicht vor Experten! – Mit Nobelpreisträgern im Nebel – Vertrauen in Merkel – Der Zeit voraus – Viel Krise, wenig CDU – Getrieben und handlungsfähig – Beginn einer großen Veränderung – Darum Opel – Guttensbergs Doppelspiel – Ärgern über die Autobauer – Verpasste Grundgesetzänderung zur Sicherheit – Kanzler sind angefochten – Rationalität des Amtes – Was ein Kanzleramtsminister können muss – Wenn es schlecht läuft, war es der Kanzleramtsminister – Erschöpfung, aber keine Klagen

Im zweiten Kabinett Merkel

317

Die zweite Regierung Merkel – Das »Allgemeine Ministerium« – Terror ja, Terror nein – Speichern für die Sicherheit – Gescheiterte Fusion – Recherche mit Sascha Lobo – Staat und Netzneutralität – TÜV fürs Internet – Angst vor der totalen Transparenz – Schwarmintelligenz und Shit-Storm – Cyber War und iranische Zentrifugen – Ulrich Wilhelms Idee – Der Vater ist im Amt präsent – Reform der Reform – Peter Strucks Ratschlag – Macht der Bilder – Asymmetrische Konflikte – Vernetzte Sicherheit – Holocaust als Argument – Soldaten gibt es nicht auf Bestellung – Deutschlands nationales Interesse – U-Boote für Israel – Unbedingte Solidarität

Einzelspieler, Mannschaftssport, CDU

359

Moderner Sechser – Geschätzt ist, wer gewinnt – Elf Freunde gibt es nicht – Pflicht der Regierung – Die Angst der FDP – Wahlprogramm und Wirklichkeit – Das C der CDU – Neue Welt und neues Denken – Volksparteien? Mehr denn je! – Grüne Konkurrenz – Die verlorene Generation – Adlerperspektive – Persönlicher Ehrgeiz – Kanzlerfähig ... ein ärgerliches Lob – Vor der Entscheidung

Vorwort

»Anmut sparet nicht noch Mühe; Leidenschaft nicht noch Verstand; daß ein gutes Deutschland blühe; wie ein andres gutes Land.« Thomas de Maizière mag diese Zeilen sehr. Wäre es nach ihm gegangen, hätte Bertolt Brechts »Kinderhymne« 1990 Deutschlands Nationalhymne werden können. Als er an der Seite seines Vetters Lothar de Maizière die Verhandlungen zur Wiedervereinigung begleitete, träumte er davon, sie durchzusetzen. Eine echte Chance dafür gab es nicht. Trotzdem zitiert er den Text gerne. Und wenn er das tut, klingt es wie ein Bekenntnis. »Und weil wir dies Land verbessern; lieben und beschirmen wir's; und das Liebste mags uns scheinen; so wie andern Völkern ihrs.«

Thomas de Maizière ist seit dreißig Jahren in der Politik. Er hat in den achtziger Jahren beim Staatsmann Richard von Weizsäcker und beim Stadtbürgermeister Eberhard Diepgen gelernt. Er hat die Wiedervereinigung hautnah miterlebt, später die Staatskanzleien in Schwerin und Dresden geleitet und für acht Regierungschefs gearbeitet. Sein heutiges Amt ist das siebte als Minister und das dritte unter Angela Merkel. Er ist ein Westdeutscher, der sich als ostdeutscher Politiker verortet. Nur wenige haben eine so breite Erfahrung; nur wenige genießen über Parteigrenzen hinweg ein solches Ansehen und Vertrauen. In Porträts wird der 59-Jährige als Preuße der Regierung bezeichnet, als Merkels spröder Maschinist, als Mechaniker im Machtgetriebe. Trotzdem gehört er in repräsentativen Umfragen zu den beliebtesten Politikern in Deutschland, und das nicht, weil er besonders laut oder besonders spektakulär auftritt. Er wirkt bescheiden. Er hat sich um seine Ämter nicht beworben, sondern ist bis jetzt immer gefragt worden.

Eine Biografie, auch eine selbstverfasste, gibt es bis heute nicht. Umso mehr weckt der Mann Neugier. Wie konnte Thomas de Mai-

zière werden, was er heute ist? Was hat ihn geprägt? Wie hat der Westdeutsche in ostdeutschem Auftrag den Weg zur Wiedervereinigung erlebt? Wie den Aufbau in den neuen Ländern? Und wie das Regieren im Kanzleramt Angela Merkels? Welche Fehler hat er bei all dem gemacht? Was denkt der Christdemokrat über die CDU? Und was möchte er, der schon so viele Stationen hinter sich hat, noch werden? Eine Biografie im Gespräch, immer wieder verknüpft mit Fragen zu aktuellen Problemen – das ist die Idee, die zu diesem Buch geführt hat.

Als ihn meine Anfrage für das Projekt erreichte, dachte er vier Wochen nach, ob er sich darauf einlassen sollte. Dann sagte er zu – und stand Rede und Antwort über alles, was sein Leben und seine politische Arbeit, was mögliche Fehler und die Schwierigkeiten des Regierens ausmacht. Er erzählt von der prägenden Rolle seines Vaters. Er berichtet über die auch schmerzhaften Erfahrungen mit Helmut Kohls CDU im Einigungsprozess. Er schildert Erfolge und Misserfolge, ob in Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen oder im Kanzleramt in Berlin. Und er liefert einen tiefen Einblick in das Innenleben von Regierungen. Seien es die schwierigen Abwägungen im Kampf gegen den Terror, die Suche nach dem richtigen Weg gegen die Weltfinanzkrise oder das komplexe Verhältnis zwischen Union und FDP im schwarz-gelben Bündnis. Thomas de Maizière verteidigt Politik nicht, indem er sie schönredet. Er verteidigt sie, indem er sie transparent macht. Vielleicht rührt daher eine Offenheit, die nicht üblich ist in der Hauptstadt.

Die Gespräche für dieses Buch fanden im Sommer und Herbst 2012 statt. Als er sie in geschriebener Form noch einmal las, verlangte er nicht, Wichtiges wegzulassen oder Anderes plötzlich hinzuzufügen. Er schilderte und analysierte – und lieferte auf diese Weise das, was das Buch sein möchte: Erzählte Geschichte.

Stefan Braun, im Januar 2013

KAPITEL I

Über gute und schlechte Politiker

Herr de Maizière, wozu braucht man einen wie Sie? Wozu braucht man Politiker?

Ich möchte, dass in diesem Land gewählte Politiker entscheiden und das letzte Wort haben, nicht die Wirtschaft, nicht das Geld, nicht der Adel. Ich bin also ein Anhänger vom Primat der Politik. Und dafür braucht man Politiker, die die Polis, das Gemeinwesen, organisieren. Die gibt es auf verschiedenen Ebenen. Das sind zum Beispiel ehrenamtliche Stadträte in einer kleinen Gemeinde, die einen ganz anderen Beruf haben. Dabei ist etwas sehr interessant: Als Berufspolitiker bezeichnet man oft und ein bisschen verächtlich diejenigen, die von der Politik leben. Gemeint ist nach meiner Auffassung aber etwas anderes. Gemeint sind die, die 100 Prozent ihrer Zeit in den Dienst der Politik stellen. Das ist der Ausgangspunkt. Und wenn sie das tun, dann sollen sie auch dafür bezahlt werden. Die Perspektive ist für mich also eine andere. Es geht darum, das Gemeinwesen zu organisieren. Und es geht darum, dass das gewählte Politiker tun.

Sie sagen: organisieren. Sie meinen: die Macht haben.

Auch. Es geht um die Frage, wer führt. Und zum Führen braucht man Macht. Ohne Macht geht es nicht. Ich halte deswegen auch die zum Teil in bürgerlichen Kreisen und in der deutschen Geistestradition weitverbreitete Verächtlichmachung von Macht für ganz verkehrt. Jede Institution, jede Firma, jede Organisation hat Machtstrukturen. Die sind oft informell und nicht geregelt und manchmal auch intransparent. Aber die Politik hat in der Demokratie transparente Machtregeln. Dagegen wird manchmal verstoßen, leider. Aber sie sind prinzipiell strukturiert und transparent in der Demokratie. Wenn eine Regierung abgewählt und eine neue Regierung gewählt wird, dann wollen die Bürger, dass sich etwas

ändert. Dann muss die Politik – also die neue Regierung – auch die Macht haben, das zu tun. Sie muss das durchsetzen können. Demokratie braucht Macht.

Das Ansehen der Politik hat in den vergangenen Jahren kontinuierlich abgenommen. Man traut ihr nicht viel zu und misstraut ihrer Macht. Warum?

Es gibt zwei sich widersprechende Kritikpunkte in diesem Zusammenhang. Die eine Kritik lautet, die Politik sei längst machtlos geworden, die eigentlichen Strippenzieher seien die Banken, irgendwelche Märkte, Zeitgeistströmungen, Ratingagenturen, Medien, Umfragen. Alles Mögliche habe die Macht, nur die Politik nicht. Deshalb müsse die Politik endlich wieder in ihre Rechte gesetzt werden. Wir sollen uns dazu bemächtigen, das zu tun, was nötig wäre, um die Macht der anderen zu beschränken. Gleichzeitig wird der politischen Klasse, jedenfalls einem nicht unerheblichen Teil der politischen Klasse, wenig zugetraut. Wir seien nicht gut genug, wir könnten nicht regieren. Manche sagen, wir seien zu korrupt, zu anfällig, zu berufspolitisch und hätten zu wenig praktische Erfahrung. Sie sagen, wir seien zu faul, die Dämonen seien zu hoch und so weiter und so fort. Und genau das passt nicht zusammen. Man kann nicht sagen, dass wir nichts können, und gleichzeitig verlangen, wir sollen es jetzt aber richten. Und deswegen habe ich mir seit einiger Zeit vorgenommen, die politische Klasse zu verteidigen.

Fällt Ihnen das nicht schwer, wenn immer wieder Affären vorkommen wie mit Karl-Theodor zu Guttenberg oder dem früheren Bundespräsidenten Christian Wulff?

Nein, das fällt mir nicht schwer. Es gibt in jeder Berufsgruppe, in jeder Gruppe Ausreißer in der einen oder anderen Richtung. Aber eine Verallgemeinerung zu Lasten der Politik – dagegen wehre ich mich massiv. Man kann nicht den ganzen Berufsstand schlechtmachen, weil es die eine oder andere Ausnahme gibt.

Was unterscheidet gute von schlechten Politikern? Gibt es für Sie da klare Kriterien?

Ja. Wenn ich eben gesagt habe, dass Demokratie Macht braucht, Führung auf Macht angewiesen ist, dann kommt als Nächstes die Frage, wofür man die Macht nutzt. Ein guter Politiker zeichnet sich dadurch aus, dass er etwas erreichen will und dafür Macht anstrebt, nutzt und verteidigt. Und wenn er sie verliert, demütig wieder abtritt. Einen schlechten Politiker interessiert nur die Macht oder der Einfluss oder die Position als solche, nicht aber das, was man damit macht. Ja, vielleicht will er damit gar nichts machen, hat vielleicht gar keinen inhaltlichen Ehrgeiz. Da liegt meines Erachtens ein zentraler Unterschied. Dazu gibt es Eigenschaften, die einfach Professionalität ausmachen. Man muss fleißig arbeiten können; man muss sich konzentrieren können; man muss zuhören können, stressfähig sein, verhandeln können. Wer nicht verhandeln kann, ist kein guter Politiker. Dazu muss man auch nachts fit bleiben können, in langen Sitzungen. Und man muss – ein sehr wichtiger Punkt – die Menschen mögen. Wer die Menschen nicht mag, wird kein guter Politiker. Viele von denen, die etwas können in der Gesellschaft, schreckt der Gedanke ab, in die Politik zu gehen, weil sie in Wahrheit die Menschen nicht mögen oder sich nicht mit Menschen umgeben wollen, von denen sie glauben, dass sie sie nicht mögen. Das gehört aber dazu: Man muss es aushalten können, dass es Menschen gibt, die einen nicht mögen – und mit denen man doch viel zu tun hat. Und schließlich gibt es Tugenden, die braucht man auch in der Politik, aber nicht nur da. Ich meine Tugenden wie Loyalität, Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit, Anständigkeit. Ohne die geht es auch nicht.

Dürfen Politiker Angst vor der nächsten Wahl haben?

Ja. Es wäre unmenschlich, anderes zu verlangen. Aber die Angst darf nicht dazu führen, dass man nichts mehr tut. Das wäre schlecht. Dann sollte man es lassen.

Wie viel Kritik müssen Politiker aushalten können?

Ziemlich viel. Und das machen sich die meisten Menschen – die Wählerinnen und Wähler – nicht klar. Schüler schimpfen gnadenlos über den Lehrer. Dem Lehrer selbst gegenüber sagen sie das nicht. Mitarbeiter schimpfen oder loben oder tadeln den Chef, sagen es ihm aber nicht, und es steht nicht in der Zeitung. In der Politik ist es oft umgekehrt. Politiker werden meistens öffentlich übertrieben kritisiert und im Privaten übertrieben gelobt. Das ist eine schwer auszuhaltende Spannung, derer man sich als Politiker bewusst sein muss. Wenn man sich dessen nicht bewusst ist, hält man das übertriebene Lob für angemessen und die übertriebene Kritik für unverschämt. So leben viele Politiker in einem wahnwitzigen Wechselbad und müssen sehr stabil sein, um nicht die Bodenhaftung zu verlieren oder in Frust zu ertrinken. Sie müssen eigentlich zum Lob wie zur Kritik Distanz wahren, weil beides unangemessen ist. Deswegen muss man als Politiker Freunde pflegen, die einen nicht so viel loben, einen nicht übertrieben kritisieren, sondern einen ganz normal behandeln.

Was heißt das: normal behandeln?

Erstens, dass sie einen bei vermeintlichen Höhenflügen auf dem Teppich und in Phasen schärfster Kritik über Wasser halten. Wie echte Freunde eben. Und zweitens, dass die Frage, ob man gerade gut ist oder schlecht, ob man gut oder schlecht geredet hat, gut oder schlecht entschieden hat, gut oder schlecht aussieht, einfach keine Rolle spielt. In der Politik spielt diese Frage andauernd die Hauptrolle. Dauernd gibt es Umfragen, dauernd werten Journalisten, dauernd schauen Mitarbeiter auf die Sitzungsleitung – andauernd heißt es nur: Daumen hoch oder runter. Und ich gebe gerne zu, dass auch ich dauernd gut sein will, aber nicht dauernd gut bin. In einer echten Freundschaft spielt genau das keine Rolle. Es ist einfach kein Kriterium. Das ist wunderbar. Selbst wenn man über Politik redet, geht es nicht nach diesem Kriterium, und das ist sehr, sehr wichtig. Manche Medien oder andere, die sich öffentlich äußern, glauben dagegen offenbar, dass jede Art von

Zurückhaltung, zivilisatorischer Zurückhaltung, die überall sonst üblich ist, nicht mehr gelten muss, wenn es um Politiker geht.

Sie wünschen sich mehr Schutz?

Mich stört einfach, dass öffentlich in einem Ausmaß Kritik geübt wird, wie man es außerhalb der Politik nicht kennt und nicht ertragen muss. Die Diskrepanz zwischen persönlichem Zuspruch und öffentlicher Kritik – sie ist in der Politik einzigartig und verwirrt auch. Politiker müssen eine quasi selbstverständliche Zurschaustellung erdulden. Sie müssen es aushalten, dass ihr Privatleben ausgeforscht wird. In Amerika geht es so weit, dass ein Präsidentschaftskandidat seine Blutwerte veröffentlichen muss, damit man glaubt, dass er gesund ist. Ehegeschichten. Was aus den Kindern wird. Einfach überall wird geforscht und nach Fehlern und Mängeln gesucht. Da haben wir die Maßstäbe verloren. Etwas weniger Lob und etwas weniger Kritik, jedenfalls in der Sprache, in der Tonlage – das wäre viel besser. Vor allem wäre es schöner, wenn die Kritik mehr aufs Politische bezogen wäre, nicht so sehr aufs Persönliche. Was ist alles über die Frisur der Bundeskanzlerin geschrieben worden? Oder auch über die angebliche Färbung der Haare ihres Vorgängers? Und das Gewicht von Helmut Kohl? Und ich weiß nicht was noch alles. An sich ist das alles unerhört oder sagen wir ungehörig. Warum schreibt man darüber? Man ist als Politiker doch nicht Objekt öffentlicher Zurschaustellung wie ein Zootier!

Der frühere Bundespräsident Horst Köhler hat von einem politisch-medialen Komplex in der Hauptstadt gesprochen, der ihm sehr missfallen hat. Die Wochenzeitung *Die Zeit* sprach nach dem Rücktritt von Köhlers Nachfolger Christian Wulff von einem Medienpranger. Leben Politiker inzwischen an einem Medienpranger?

So weit würde ich nicht gehen. Der Präsident des Bundesrates hält zu Beginn seiner Amtszeit immer eine Rede, und der Chef des Bundeskanzleramtes antwortet. Das habe ich mal zusammen mit Ole von Beust gemacht. Ole von Beust hat eine sehr kluge Rede gehalten. Er hat gesagt: »Wir haben geglaubt, wenn wir von

Bonn nach Berlin ziehen, dann ziehen wir von einer diesem Land unangemessenen Provinz in das wirkliche Leben. Das ist Berlin.« Und dann hat er die Frage gestellt, ob wir heute, dreizehn, vierzehn Jahre nach dem Umzug, in Berlin nicht in einer viel künstlicheren Welt leben als in Bonn. Eine Welt, die sich sehr stark um sich selbst dreht. Soziologen sprechen von einem »selbstreferentiellen System«. An der Beobachtung ist etwas dran. Es gibt in Berlin eine Aufgeregtheit darüber, wer etwas zuerst gesagt hat. Ob einer mit einem Lob in Wahrheit einen besonderen Unterton verbindet, der vielleicht kritisch sein könnte. Ob dadurch, dass einer jemanden nicht lobt, er denjenigen in Wahrheit in die Tonne treten will. Es gibt ein merkwürdiges und unangenehmes und gefährliches »Aufeinanderbezogensein« von einem bestimmten Typus von Journalisten und einem bestimmten Typus von Politikern, die sich gegenseitig negativ befruchten.

Was meinen Sie damit genau?

Ich versuche es mit einem Beispiel: Da wird in einem so genannten Hintergrundgespräch etwas Negatives über einen anderen Politiker gesagt, vielleicht wird richtig über ihn hergezogen. Dann darf der Journalist das eigentlich nicht schreiben, aber in Wahrheit soll er es ein bisschen einfließen lassen in das, was er schreibt. Damit beide ein bisschen davon profitieren. Der Politiker, weil ein anderer Politiker schlechter dasteht. Und der Journalist, weil er etwas Exklusives bekommt. Das ist ein sich gegenseitig bestätigender Mechanismus des Wichtigseins. Für mich ist das aber nur eine Schein-Wichtigkeit! Ich habe, als ich schon eine Weile Chef des Kanzleramtes war, gesagt: »Ich begegne hier lauter Scheinriesen.« Der Scheinriese ist bei »Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer« einer, der in der Wüste lebt – Turtur heißt er. Und vor dem fürchtet man sich von Weitem, weil er so groß aussieht und keine Freunde hat. Lukas, der Lokomotivführer, und Jim Knopf nähern sich ihm trotzdem und stellen fest, dass das in Wirklichkeit gar kein Riese ist, sondern ein armer, kleiner, zerbrechlicher, liebenswerter Mann, der keine Freunde hat, weil er von Weitem so groß aussieht. Das ist die Figur des Scheinriesen,

und davon habe ich in Berlin ganz viele getroffen. Nicht nur in der Politik, sondern auch unter Lobbyisten, bei Leuten, die früher wichtig waren, bei Journalisten, bei Kulturleuten und so weiter und so fort. Doch was da in Berlin wichtig erscheint, hat schon in Potsdam und Magdeburg keine Wirkung mehr. Es interessiert die Menschen weithin nicht, und das gilt genauso für die Menschen in Hamburg, München, Stuttgart oder Dresden. Die Berliner Welt ist da völlig verrückt, und ich habe versucht, mich davon, so gut es eben geht, zu lösen.

Bräuchte Berlin einen Ehrenkodex?

Ja, mehr Distanz und eine klarere Rollenverteilung. Ich habe bis heute ein Problem damit, dass bestimmte Cheflobbyisten Mitglieder des Deutschen Bundestages sind. Das ist schon besser geworden, aber das gibt es immer noch. Außerdem finde ich, dass ein Regierungsmitglied nicht mit einem Journalisten betrunken im Straßengraben liegen sollte.

Haben Sie wirklich dieses Bild vor Augen?

Ich meine damit Folgendes: Es werden zu viele Handynummern ausgetauscht, es werden zu viele SMS geschickt. Wenn Nähe nichts ist, was ausnahmsweise erarbeitet wird, sondern die Nähe das scheinbar Selbstverständliche ist und Distanz herzustellen etwas Mühsames wird, dann ist die Welt nicht in Ordnung. Umgekehrt wäre es richtig. Es wird zu viel geduzt. Politiker und Journalisten sitzen zu viel in den gleichen Kneipen. Es wird zu sehr über die Performance und zu wenig über die Substanz geredet. Das gilt übrigens sicher für viele Hauptstädte. Das ist in Washington wohl auch so und in Paris und London ebenso. Allerdings ist in Deutschland etwas anders: Wir haben in der Stadt Berlin außerhalb der Politik sehr wenige Top-Positionen. Es gibt sehr wenige Vorstandsvorsitzende von wirklich großen Unternehmen. Auch die Verlage haben, bis auf Springer, ihre Chefs nicht in der Hauptstadt. Die Chefredakteure und Verleger der Süddeutschen Zeitung und der Frankfurter Allgemeinen Zeitung sitzen nicht in Berlin. Für das ZDF und die ARD gilt das

Gleiche. Das bedeutet, dass die zweite, dritte oder vierte Führungsebene dieser Medien in Berlin unangemessen großes Gewicht bekommt. Ähnliches gilt für die Wirtschaft. Auch das führt zu einem Teil dieser Verzerrungen im Umgang.

Stört Sie das aus Etikette-Gründen?

Ich glaube, wenn ein Wirtschaftsminister, ein Finanzminister, ein Kanzler häufiger mit dem Chefredakteur einer großen überregionalen Zeitung zusammenkämen und der Leiter der Politikredaktion dieser Zeitung dabei säße, wäre die Distanz größer. Gleiches gilt für die Wirtschaft. Ich kann und will allerdings nicht mit Gewalt das Gegenteil herbeiführen. Das ist eben so, das ist unsere föderale Struktur. Ich beschreibe nur Arbeitsbedingungen und funktionale Zusammenhänge, so wie ich sie kritisch wahrnehme.

KAPITEL 2

Familie, Schule, Freunde, Kirche – Welt und Werte

Die Familie Thomas de Maizière entstammt einer preußisch-hugenottischen Familie, in der Bildung und Musik groß geschrieben werden. Er wird unter dem vollen Namen Karl Ernst Thomas de Maizière am 21. Januar 1954 als Kind von Ulrich und Eva de Maizière in Bonn geboren. Thomas de Maizière ist der Jüngste in der Familie, seine Geschwister Barbara, Cornelia und Andreas sind zum Teil deutlich älter. Seine älteste Schwester Barbara Pieper wird später Sozialwissenschaftlerin; Cornelia von Ilseman wird Lehrerin und macht in der Bildungsverwaltung Karriere, und Andreas de Maizière wird Bankmanager. Die Familie wechselt wegen des Berufs des Vaters häufig ihr Zuhause. In den ersten Lebensjahren von Thomas de Maizière zieht sie mit nur kurzen Aufenthalten von Bonn nach Hannover, dann nach Koblenz, wenig später nach Hamburg und schließlich wieder zurück nach Bonn. Erst als Thomas de Maizière zehn Jahre alt ist, wird die Familie sesshaft; ihre Heimat wird Bonn, die damalige Hauptstadt am Rhein.

Seine Mutter Eva de Maizière, geb. Werner, entstammt einer großbürgerlichen Bankiersfamilie aus Hannover. Diese hatte einst mit kleinen Krediten für Bauern ihr Geschäft begonnen und daraus allmählich eine erfolgreiche Bank gemacht. Kunst und Musik spielten in dieser Familie eine große Rolle. Der Großvater gestattete seinen Kindern den Luxus eines »freien Jahres«, in dem sie nach dem Schulabschluss machen durften, was sie mochten, wie es in der Familie erzählt wird. Sie durften »die Welt sehen« oder auch einfach auf Studienreise durch Deutschland gehen. Eva wird Hauswirtschaftslehrerin. Als ihre Kinder allmählich das Haus verlassen, arbeitet sie als Malerin und Bildhauerin. Seine Großeltern mütterlicherseits erlebt Thomas de Maizière nicht mehr. Der Großvater erliegt 1940 einer schweren Krankheit; die Großmutter ist bei seiner Taufe noch dabei, stirbt aber im Dezember 1956.

Sein Vater stammt aus der französischen Hugenottenfamilie Maizière, die im 17. Jahrhundert vor der großen Verfolgung aus Frankreich geflohen und in Brandenburg aufgenommen worden war. In der Familie de Maizière wird die Pflicht, dem Staat und dem Gemeinwohl zu dienen, zu einem prägenden Element – und

zum Grundverständnis des Vaters Ulrich wie des Sohnes Thomas. Ulrich de Maizière wächst ohne Vater auf, spielt begeistert Klavier und macht in Hannover Abitur. Er tritt 1930 als Offiziersanwärter in die Reichswehr ein und steigt in den Jahren danach als Offizier in der Wehrmacht auf, bis er – nach mehreren Einsätzen an der Front – im Februar 1945 Generalstabsoffizier im Oberkommando des Heeres wird. In dieser Rolle nimmt er in den letzten Kriegswochen auch an Lagebesprechungen bei Adolf Hitler im Bunker der Reichskanzlei teil. Nach Kriegsende gerät er in britische Kriegsgefangenschaft; als er 1947 zu seiner Familie zurückkehrt, macht er, der eigentlich auch gerne Pianist geworden wäre, eine Ausbildung als Buch- und Musikalienhändler und arbeitet anschließend in einer Hannoveraner Buchhandlung. Dies ändert sich, als er kurz vor Weihnachten 1950 einen Brief des früheren Oberst Graf von Kielmansegg erhält. Beide kennen sich aus den Kriegsjahren und vertrauen einander. Nun will Kielmansegg ihn in die »Dienststelle Blank« nach Bonn holen. Diese soll nach dem Willen von Bundeskanzler Konrad Adenauer unter der Leitung des CDU-Politikers Theodor Blank den Aufbau der Bundeswehr vorbereiten. Nach der Gründung der Bundeswehr 1955 wird Ulrich de Maizière Oberst im Verteidigungsministerium und anschließend in kurzer Folge Kommandeur einer Brigade, Kommandeur der Schule für Innere Führung in Koblenz und dann Kommandeur der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg. 1964 wird er Inspekteur des Heeres, zwei Jahre später Generalinspekteur. Er unterstützt die Einführung der Wehrpflicht und gilt als einer der »Väter« des Konzepts der Inneren Führung und des Staatsbürgers in Uniform. 1972 geht er in den Ruhestand.

Seine Frau lernt Ulrich de Maizière in der Familie eines Schulfreundes kennen. Sie ist dessen jüngere Schwester. Er besucht die Familie auch während des Krieges. Als er verwundet einige Zeit nach Hause darf, ergibt es sich, dass er mit Eva Werner gemeinsam eine Brahmssonate spielt, er am Klavier, sie mit dem Cello. Dabei verlieben sich beide. Seither trägt die Sonate in der Familie den Namen Verliebungs-sonate. Im Herbst 1944 macht Ulrich de Maizière ihr einen Heiratsantrag. Er erklärt ihr, dass Deutschland den Krieg verlieren werde, dass er dann keine Arbeit mehr haben werde, dass alles schrecklich werde für Deutschland – und fragt sie, ob sie ihn trotzdem heiraten wolle. Sie tut es.

Eva de Maizière stirbt 2003 im Alter von 88 Jahren; ihr Mann Ulrich wird 94 Jahre alt und stirbt 2006.

Sie haben vor einigen Jahren erst Ihre Mutter und dann Ihren Vater verloren. Was ist das für ein Einschnitt im Leben?

Meine Mutter war 88 und mein Vater war 94. Beide wollten sterben, auch zu dem Zeitpunkt. Das ist etwas ganz anderes, als wenn Sie – was ich auch im Freundeskreis erlebt habe – als Zwanzigjähriger eine vierzigjährige Mutter verlieren. Das ist ein fundamentaler Unterschied. Oder ich habe als sächsischer Innenminister Polizisten zu beklagen gehabt, die mit dem Hubschrauber abgestürzt sind. Da haben wir eine Trauerfeier gemacht, und ich habe dort gesprochen. Meine Frau war dabei, und da hat eine der Mütter meiner Frau gesagt: »Es ist nicht in der Ordnung, wenn die Kinder vor den Eltern sterben.« Der Satz geht mir bis heute nach. Ein schöner, sehr trauriger Satz. Es ist nicht in der Ordnung – »in der Ordnung«, hat sie gesagt. Das stimmt. Deswegen ist das ein großer Unterschied, wenn meine Eltern nach einem erfüllten Leben mit vier gesunden Kindern und neun Enkeln sterben.

Trotzdem ist ein Schmerz da.

Natürlich war das für mich schmerzlich zu erleben, dass die Eltern sterben wollen. Die letzten Wochen und Monate waren nicht schön, aber es war keine jahrelange Demenz, kein schreckliches Dahinsiechen. Außerdem sind wir als Geschwister und Familie rund um das Sterben noch mal ganz eng zusammengedrückt. Wir leben in unterschiedlichen Teilen Deutschlands, wir sind altersmäßig durchaus weit auseinander – ich bin über acht Jahre jünger als meine älteste Schwester. Dass uns das Traurige enger zusammengebracht hat, war sehr schön. Zumal ich nach dem Tod noch viel Neues erfahren habe über meine Eltern.

Durch das Reden mit den Geschwistern?

Ja, auch. Aber vor allem kamen uralte Menschen zur Beerdigung. Meine Eltern waren relativ späte Eltern. Also gab es eine ganze Menge Leute, die ich gar nicht gut kannte, nicht viel erlebt habe, als ich klein war. Gute Freunde, mit denen meine Eltern den allernächsten Austausch hatten, als ich zumeist auf dem Fußballplatz war. Was die miteinander geredet haben, hatte ich nicht mitbe-

kommen, oder es hatte mich nicht interessiert. Und später, als mich das interessiert hätte, waren die schon alle im Ruhestand. Nun, nach dem Tod meiner Eltern, haben sie herzerreißend schöne Briefe geschrieben. Sie haben mir Geschichten erzählt, von denen ich noch nie etwas gehört hatte. Also habe ich meine Eltern, vor allem meinen Vater, nicht noch mal neu, aber noch mal zusätzlich kennengelernt nach dem Tod. Jetzt als Minister passiert mir das übrigens erneut, weil ich die alten Generäle, wenn sie runde Geburtstage haben, anschreibe. Das habe ich wieder eingeführt, das finde ich wichtig. Aber was daraufhin passiert, habe ich nicht erwartet. Ich bekomme nämlich postwendend oft von Hand geschriebene Dankesbriefe zurück. Sehr höflich sind die, und sie erzählen oft wieder Geschichten von meinen Eltern, die ich gar nicht kannte. Das ist sehr schön.

Das klingt nicht nach Trauer.

Doch, natürlich. Ungeachtet der schönen Seiten ist die Tatsache, dass die Eltern sterben, unendlich traurig. Man verliert Vater und Mutter nur einmal. Das ist ein tiefer Einschnitt ins Leben. Ich bin in Bonn geboren und habe dort viele Wurzeln gehabt. Jetzt habe ich in Bonn zwar meinen ersten Dienstsitz und einige Freunde, aber darüber hinaus ist da nur noch die Grabstätte meiner Eltern.

Sind Sie durch den Tod Ihrer Eltern noch einmal erwachsener geworden?

Das glaube ich nicht, dafür war ich zu alt. Sicher, wir Geschwister rücken dann in die nächste Generation, da ist keiner mehr über uns. Aber das habe ich nicht so intensiv empfunden.

Was haben Sie verloren, als es Ihren Vater nicht mehr gab?

Eben den Vater. Wir waren sehr wichtige Gesprächspartner. Immer schon. Er hat wahrscheinlich so etwas wie Geheimnisverrat begangen als Generalinspekteur, indem er mit uns Dienstliches besprochen hat, auch Personalien. Später, nach seinem Tod, haben wir dann erfahren, dass er so eine Art Beichtvater für ganz viele Spitzengeneräle war. Davon hat er uns fast nichts erzählt. Er konnte schweigen. Er ist zu schwierigen Gesprächen oft mit Leu-



*Vater Ulrich de Maizière als Generalinspekteur der Bundeswehr
bei einem Weihnachtsbesuch mit Soldaten, 1968;
im Hintergrund der 14-jährige Thomas de Maizière.*

ten spazieren gegangen. Der damalige Generalinspekteur Wolfgang Schneiderhan hat bei der Beerdigung meines Vaters 2006 erzählt: »Er war bis zum Tod unser General, zu dem ging man.« Ein neuer Generalinspekteur sei nach einer Weile ganz automatisch zu meinem Vater, dem Alten, gegangen und habe sich mit ihm besprochen. Und ein Staatssekretär hat mir erzählt, dass mein Vater zwei, vielleicht sogar drei Generalinspektoren vom Rücktritt abgehalten hat.

Er war ein mächtiger Ratgeber. Auch für Sie?

Ich habe mich immer sehr eng mit ihm ausgetauscht, wir haben uns immer viel berichtet. Jede Funktion, die ich ab einem gewissen Alter angenommen habe, habe ich vorher mit ihm besprochen. Ob ich das machen soll oder nicht. Ich habe stets mit ganz wenigen Leuten gesprochen, aber er hat immer dazugehört. Er hat sehr wach verfolgt, was ich gemacht habe, auch bis in seine Neunziger. Und er hat immer sehr abgeklärt im Blick auf einen langen Le-

bensweg Ratschläge gegeben. Ein ganz wichtiger Ratschlag, den er auch anderen gegeben hat, ist von Anfang an auch für mich wichtig gewesen. Er hat gesagt: »Wenn du in die Politik gehst, musst du vorher wissen: Der Abschied ist bei 90 Prozent der Politiker brutal. Man wird entlassen, man wird abgewählt, die Menschen sind enttäuscht, oder sie sagen: Gut, dass der weg ist.«

Wollte er Sie abschrecken?

Er wollte mich damit sicher nicht von der Politik fernhalten. Aber er wollte, dass ich einen klaren Kopf behalte. Also fügte er hinzu, dass sie schlecht reden über dich, kein gutes Haar an deiner Arbeit lassen, unmittelbar nachdem du weg bist. Und dann hat er gesagt: »Du musst aber auch wissen, dass nach einer Weile das Urteil sanfter und gerechter, ausgeglichener wird.« Willy Brandt ist als ein Bundeskanzler aus dem Amt geschieden, bei dem viele beim Rücktritt gesagt hatten: »Das geht gar nicht, dass so jemand Bundeskanzler bleibt.« Hinterher wurde er als Friedensnobelpreisträger bei der Beerdigung von der Reichstagstreppe getragen. Auch der Abschied von Helmut Kohl war für ihn furchtbar. »Der Alte muss weg«, hieß es. Heute erntet Kohl, wo er auftaucht, Beifall. Und ein zweiter prägender Hinweis meines Vaters gehört ganz eng dazu: »Du musst immer damit rechnen, dass es schnell zu Ende gehen kann.« Überhaupt ist Politik eine Aufgabe immer nur auf Zeit. Das hat er nicht selber so erlebt, aber er hat es bei anderen gesehen und mir immer wieder gesagt. Politiker haben immer nur ein Mandat auf Zeit. Man muss das wissen, wenn man sein ganzes Familienleben innerlich immer auf vier oder fünf Jahre einstellen muss, weil spätestens dann die nächste Wahl kommt. Man muss eine innere Bereitschaft dazu haben. Das heißt: Man braucht als Politiker eine große innere Gelassenheit, um damit leben zu können und doch Politik auf eine längere Zeit als vier, fünf Jahre anzulegen.

Quält Sie das?

Nein. Aber ich müsste lügen, wollte ich behaupten, dass es mir egal ist. Ich wache nicht jeden Tag gleich gut auf. Ich habe nicht

immer nur Erfolg. Es gibt Momente, in denen ich unsicher bin. Und trotzdem müssen Sie als Politiker zwei Dinge können: Sie müssen persönlich die Bereitschaft haben und die innere Einstellung, dass Sie dieses Amt für eine Zeit von vier, fünf Jahren minus x haben, weil Sie entlassen werden können oder Neuwahlen sind oder irgendetwas anderes passiert. Und trotzdem dürfen Sie Ihre Politik nicht so anlegen, als ob das, was Sie tun, schon morgen oder spätestens in der nächsten Legislaturperiode wieder vorbei ist. In fast allem, was Sie machen, sind immer Projekte, sind immer Themen, die weit darüber hinausgehen. Das muss man sich immer wieder bewusst machen. Ich habe sehr selten in meinem Leben ein Gebäude eingeweiht, bei dem ich auch den Grundstein gelegt hatte. Dazu müssen Sie die »innere Kraft« aufbringen. Dass man nicht für die Ewigkeit, aber für viele Jahre arbeitet – auch wenn man nur vier Jahre da ist. Mir das bewusst zu machen und zu reflektieren, das hat mir wesentlich mein Vater beigebracht. Er hat gesagt: Denk dran, es gibt ganz wenige Fälle, in denen man am Ende frei und selbst entscheidet, ob man geht.

Wie war die Rollenverteilung zwischen Ihren Eltern?

Ganz klassisch. Mein Vater hat am Anfang nichts im Haushalt gemacht. Später im Ruhestand dann mehr, aber bis dahin allenfalls mal und ganz selten das Frühstück. Einzige Ausnahme war der Samstagnachmittag, da gab es ein rituelles Kaffeetrinken meiner Eltern, an dem wir Kinder, als wir klein waren, nichts verloren hatten. Das war so eine Zweier-Oase für meine Eltern. Da hat er den Kaffee gemacht, aber sonst nichts. Er hat zum Kummer meiner Mutter auch die alltäglichen Erziehungslasten vollständig ihr überlassen. Ich glaube, mein Vater war nicht bei einem einzigen Elternabend meiner Schule. Was ich falsch fand. Irgendwie hätte er sicher auch mal Zeit gehabt. So viel Arbeit gibt es nicht, dass man das nicht hin und wieder ausnahmsweise einrichten kann. Er war auch ziemlich unsportlich; ich habe nie mit meinem Vater Fußball gespielt, ab und zu mal ein bisschen Federball. Ich habe nie gerauft mit ihm, geknufft, gekämpft oder irgendetwas. Ich bin nie mit ihm gelaufen. Schwitzenden Sport,

so dass man anschließend mit stinkenden Socken irgendwo steht – nie. Meine Mutter im Übrigen auch nicht. Schwitzende Männer und all das – das war nicht ihre Welt. Und Fußball fand sie viel zu proletarisch.

Aber Ihre Eltern haben sich nicht dagegengestellt, als Sie Fußball spielen wollten?

Nein. Das nicht. Aber wenn ich Fußball gucken wollte im Fernsehen, das fand meine Mutter deplatziert. Das mussten wir uns erkämpfen oder zu Freunden gehen.

Ging die Arbeitsteilung so weit, dass Ihr Vater für den Verstand und Ihre Mutter für die Gefühle zuständig waren?

Ja, das war überwiegend schon so. Das hat sich ein bisschen geändert, als die ersten Enkel kamen – was meine Geschwister ein bisschen geärgert hat. Sie staunten einfach, was da bei meinem Vater emotional zum Vorschein kam und wir weniger erlebt hatten. Mit den Enkeln hat er plötzlich geschmust, hat mit ihnen Ausflüge gemacht, was er mit uns selten getan hat. Man kann schon sagen, dass er mit der Zeit – er war ja viel älter – plötzlich so eine weiche Seite gezeigt hat. Die einzige Ausnahme war die Musik. Das Künstlerisch-Ästhetische kam zwar eindeutig von meiner Mutter, Musik aber haben beide gemacht, auch er, er hat ja sehr gut Klavier gespielt. Obwohl meine Mutter auch ziemlich gut Cello gespielt hat und Musik bei uns ein fester Bestandteil des Familienlebens war, gehörte die Musik ihm. Die Musik war für ihn ein Ort, wo er Emotionen zeigen konnte und durfte.

War er ein Vorbild für Sie? Wollten Sie ihm nacheifern?

Ja. Allerdings glaube ich, dass jeder Vater ein Vorbild für seine Kinder sein sollte. Es wäre jedenfalls schön, wenn es so wäre. Das heißt ja nicht, dass man alles gut und richtig findet. Und mein Vater ist ein Vorbild für mich. Vorbild ist ein schöner Ausdruck. Dazu kam, dass er in der Hierarchie aufstieg und berühmt wurde. Da waren wir schon stolz als Kinder. Allerdings hatte das natürlich auch seine lästige Seite. Jeder Unsinn wurde dann kommen-

tiert, angelastet. Wenn ein bekannter Vater Müller heißt oder Meier, ist das einfacher. Dann ist man nicht gleich identifiziert. Wir aber waren es immer. Und wir haben das immer mal wieder auch verflucht.

Ging das Vorbild so weit, Ihnen zu zeigen, wie man eine Behörde führt, ein Ministerium? Hat er Ihnen vorgemacht, wie man regiert?

Nein. Die Art des Auftretens, der Führungsstil, so etwas – das habe ich zuhause nur sehr begrenzt erlebt. Wir hatten sehr viele dienstliche Einladungen bei uns zu Hause, aber da hat er sich vielleicht anders gegeben. Sicher, er hat viel von seinem Beruf erzählt, gerade auch in der Zeit Helmut Schmidts als Verteidigungsminister. Den hat er ganz besonders geschätzt. Aber erlebt als Vorbild für das öffentliche Auftreten oder im Amt, gar nach dem Motto: So muss man eine Einrichtung führen – das habe ich nicht. Es gibt Prägungen, bestimmt. Manche Leute sagen, ich sei ihm ähnlich. Aber ein Vorbild in so einem konkreten Sinne, nein.

Immerhin trugen Sie schon den Spitznamen »kleiner General«.

Ja, schon. Damals war ich in der dritten, vierten Klasse, also neun oder zehn Jahre alt. Mein Vater war Kommandeur der Führungsakademie, und wir wohnten auf dem Gelände der Akademie. Die Generalstabsoffiziere machten viel Sport, und nachmittags, wenn ich mich langweilte und durch das große Gelände der Akademie stromerte, spielten sie viel Volleyball, Faustball, Tennis, machten auch Leichtathletik. Ich stand dann oft am Rand und schaute zu. Da ich nicht mitmachen konnte, haben die mich gefragt, ob ich nicht den Schiedsrichter machen würde. Spaßeshalber natürlich, aber ich habe das sehr ernst genommen. Und ich habe es sehr gerne gemacht. »Schiedsrichterentscheidung gilt«, das war mein Satz, ob der Ball nun drin war oder draußen. Ich habe auch gerne Startschüsse gegeben oder die Stoppuhr bedient beim Hundertmeterlauf. Dass die darüber Witze gemacht haben, wenn der Sohn des Kommandeurs bei strittigen Entscheidungen pfeift und entscheidet, das kann ich mir gut vorstellen. Aber es war für sie

nett und für mich auch. Dass ich den Spitznamen »Der kleine General« bekam, hatte hoffentlich nichts mit meiner Attitüde zu tun, sondern mit dem Job meines Vaters.

Sie haben auf die Frage, ob Ihr Vater streng, vielleicht sogar rigoros gewesen sei, mal mit einem ganz kurzen »Ja« geantwortet. Warum? Hat er Ihnen Härte beigebracht?

Ja. Er war aber nicht streng im klassischen Sinne von Schlägen, von Brüllen oder irgendwie von einer formalen Strenge. Er war unerbittlich, wenn es darum ging, auf eine Frage eine ehrliche Antwort zu geben oder einen Fehler einzugestehen oder für was geradezustehen. Da war er sehr streng und sehr konsequent.

Das heißt, wenn man einen Streich begangen oder einen Fehler gemacht hatte, gab es kein Mogeln mehr, keine kleine Flucht?

Nein. Ich wurde peinlich befragt. Dass man was angestellt hatte, war gar nicht so schlimm. Das Entscheidende war, wie ich damit umging. Ich musste das dann sagen, ich musste sagen, warum. Und musste klarmachen, dass es mir leidtat. Da war er gänzlich unerbittlich.

Wie viel davon haben Sie heute auch?

Einiges. Ohne Fehler gibt es kein Richtig. Ohne Kritik ist Lob nicht wirksam. Das muss auf den Tisch.

Ihre Schwestern – beide sind einige Jahre älter als Sie – haben mit Ihrem Vater viel und heftig über Politik und über seine Rolle und Verantwortung im Krieg gestritten. Er war 1930 in die Reichswehr eingetreten, diente am Ende als junger Offizier im Generalstab der Wehrmacht und berichtete als solcher in den letzten Kriegswochen Adolf Hitler persönlich. Hat Sie das auch zum Streit mit ihm provoziert?

Nein. Wir waren sicher nicht immer einer Meinung. Aber so richtig gestritten habe ich mit ihm nie. Meine Schwestern haben auch mit dem Beruf ihres Vaters gerungen. Das habe ich gar nicht. Über die Geschichte meines Vaters haben wir zeitversetzt diskutiert. Ich bin Jahrgang 54. Als meine Schwestern das diskutiert haben in den Sechzigerjahren, da war ich 14, 15. Meine Schwestern brachten viele junge Leute mit. Da wurde auch mit unserem Vater

intensiv diskutiert. Ich in meinem Alter hatte ein bisschen Geschichte gelernt, aber dass ich über die Schuldfrage dieser Kriegsgeneration fundiert hätte mitreden können, nein, das konnte ich zu der Zeit nicht.

Haben Sie es also nie thematisiert? Einen Vater, der Hitler direkt und live erlebt hat – das gibt es nun wirklich nicht häufig.

Natürlich haben wir über die Rolle von Soldaten im Zweiten Weltkrieg später gesprochen. Über die Frage, ob sie dann Teilhaber an Verbrechen oder nützliche Idioten oder irgendwas dazwischen waren. Und über die Frage, ob es etwas gibt wie »Vaterlandsverteidigung trotz verbrecherischer Staatsführung«. Da war ich bereits Student, und wenn wir darüber gesprochen haben, dann nicht mehr im großen Familienkreis.

Wann ist Ihnen die ganze Geschichte Ihres Vaters bewusst geworden? Es gab ja viele Familien, da konnte man überhaupt nicht darüber reden.

So ein Aha-Erlebnis habe ich nicht gehabt. Dass er ein bedeutender Mensch gewesen ist, habe ich eigentlich erst beim Abschied gemerkt, weil es da eine Feldparade für ihn gab. Seitdem hat es ja auch nie mehr bei einer Verabschiedung eines Generalinspektors eine Feldparade gegeben. Das war 1972, und ich war gerade 18 Jahre alt geworden. Da wurden tolle Reden gehalten, da habe ich irgendwie gedacht: »Donnerwetter, das ist irgendwie mein Vater.« Natürlich, er ist in den Jahren davor immer wieder befördert worden, er ist langsam wichtiger geworden, als ich ein Kind war und dann älter wurde. In der Zeit war das, naja, für mich irgendwie normal. Aber die Feldparade und der Abschied – das war dann doch etwas ganz anderes.

Jeder wird in seine Familie hineingeboren.

Ich glaube, wenn ein Fußballer ein Kind bekommt und deutscher Meister wird in der Bundesliga, dann ist das für das Kind, das älter wird, wahrscheinlich auch irgendwie normal, weil der Vater halt der Vater ist mit seinem Beruf. Das Kind kennt es einfach nicht anders. Für seine Freunde dagegen ist es ein: »Uih, Dein Vater spielt in der Nationalmannschaft!« In dem Sinne fand ich

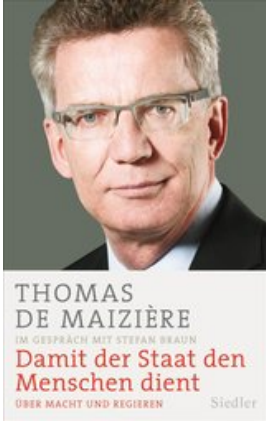
das normal, aber dass er offenbar für seine Generation so eine bedeutende Funktion hatte, habe ich erst am Schluss gemerkt, und deswegen hatte ich auch kein Aha-Erlebnis. Ich bin in Auschwitz gewesen als Student, und in der Schule haben wir sehr intensiv diese Fragen diskutiert. Aber da habe ich dann nicht gesagt: »So, jetzt muss ich aber doch mal meinen Vater fragen.« Das hat sich bei mir im Unterschied zu meinen älteren Schwestern schleichend entwickelt. Deswegen kann ich auch nicht mehr genau sagen, wann ich das erste Mal mit ihm darüber gesprochen habe. Als Student vielleicht, vielleicht sogar erst rund um die berühmten Holocaust-Filme. 1978, der vierteilige US-Film *Holocaust* des amerikanischen Regisseurs Marvin Chomsky. Die waren hinreißend amerikanisch. Drei, vier Abende und anschließend Diskussionen. Da habe ich natürlich mit ihm diskutiert.

Dabei fällt mir ein Ereignis ein. Als der ehemalige Marineadmiral Karl Dönitz 1980 starb, ging es um die Frage, ob die Bundeswehr ihn irgendwie würdigt. Mein Vater hat damals gesagt, er sei dagegen, dass in diesem Fall etwas gemacht werde. Dönitz war Stellvertreter von Hitler gewesen, er war später kurze Zeit Nachfolger, also solle die Bundeswehr da nichts machen. Unabhängig davon, dass er in Nürnberg als Kriegsverbrecher verurteilt worden war. Doch das war nicht alles. Dann erzählte mein Vater, dass die Briten – die ehemaligen Kriegsgegner – bei der Beerdigung von Dönitz eine Delegation der Marine zur Beerdigung nach Schleswig-Holstein schicken würden, um den herausragenden U-Boot-Kommandeur und geachteten Soldaten als Gegner auf Augenhöhe zu würdigen. Das war im Grunde genommen ein unglaublicher Gegensatz. Während die Deutschen seiner Ansicht nach nichts machen sollten, würdigten ihn ausgerechnet seine früheren Feinde. Darüber haben wir diskutiert. Kann man eine solche soldatische Leistung isoliert von dem politischen Kontext und von dem Zweck bewerten, für den diese Leistung erbracht wurde? Meine Auffassung war wie seine: Nein. Kann man nicht. Und jeder in unterschiedlicher Hierarchie, der an diesem verbrecherischen Krieg teilgenommen hat, trägt ein Stück Schuld durch die Beteiligung, erst recht durch eine führende Beteiligung. Das ist

etwas, an dem die Generation meines Vaters schwer getragen hat. Er hat das später so akzeptiert, auch für sich und seine Rolle, auch in der Außendarstellung. Man kann alles, was ihn und die Bundeswehr in dieser Frage beschäftigt hat – die Wehrmachtsausstellung, die Namensgebung von Kasernen, die Traditionsbildung der Bundeswehr und den Umgang mit den Widerstandskämpfern vom 20. Juli – letztlich an dieser Frage festmachen. Ich habe als Verteidigungsminister in einer Rede zur Traditionsbildung diesen Faden einmal aufgegriffen. Ohne Bezug auf meinen Vater. Ich habe zur Diskussion gestellt, ob das Verhalten jenes Stasi-Offiziers, der am 9. November die Grenze aufgemacht, damit ein Blutvergießen verhindert und einen historischen Prozess eingeleitet hat, für die Bundeswehr traditionsbildend sein könnte. Ja oder nein? Ich habe die Frage extra offengelassen, was ungewöhnlich ist. Ein Minister macht das normalerweise nicht. Ich habe gefragt: Kann man die Einzeltat, die sicher traditionswürdig ist, isolieren? Oder sagt man, der wäre bei uns nie in den öffentlichen Dienst gekommen, der war Stasi-Offizier, der hat dreißig Jahre oder mehr für ein diktatorisches Regime gearbeitet. Die Einzeltat ist schön und gut, aber jedenfalls dieser Mann und diese Tat, die kann man nicht isolieren von dem anderen. So etwas habe ich mit meinem Vater diskutiert.

Ihr Vater war bis zum Schluss bei Hitler, bis zum Schluss auch im Bunker, immer wieder bei ihm dort.

Das ist nicht ganz richtig. Die Formulierung, er sei bis zum Schluss bei Hitler gewesen, erweckt jedenfalls ein schiefes Bild. Er war lange Zeit ganz weit weg von Hitler, fast die ganze Zeit, und ist dann – als er in den letzten Monaten im Generalstab war – plötzlich wegen seiner Funktion nah an Hitler herangekommen, weil er Lageberichte geben musste. Hitler hat sich zweimal am Tag Lagevorträge geben lassen. Tagsüber haben das die Generäle gemacht, nachts deren Gehilfen, und deswegen hat mein Vater ein paar Mal vorgetragen. Hitler hat allen misstraut und hat das mit-schneiden lassen. Deswegen gibt es das Protokoll über die Vorträge noch heute.



Thomas de Maizière, Stefan Braun

Damit der Staat den Menschen dient

Über Macht und Regieren

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 384 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-8275-0022-9

Siedler

Erscheinungstermin: März 2013

Ein Spitzenpolitiker steht Rede und Antwort

Thomas de Maizière steht Rede und Antwort. Dabei nimmt er die Politik und sich selbst in die Pflicht, weil er nicht möchte, dass in diesem Land die Banken, die Unternehmen, die Gewerkschaften regieren. Wann aber funktioniert Politik, wann dient sie den Menschen – und wann nicht? Welchen Anspruch hat er an sich selbst? Kurzum, was heißt das: Macht und Regieren?

In diesem Buch gewährt de Maizière außergewöhnlich tiefe Einblicke in das Innenleben der Politik. Er äußert sich offen über bedeutende politische Ereignisse wie die Verhandlungen zur Wiedervereinigung oder den Kampf der Großen Koalition gegen die Weltfinanzkrise. Mit Leidenschaft verteidigt er die Politik – und spart dabei nicht mit Kritik, auch an der eigenen Partei. Gleichzeitig wehrt er sich vehement gegen die weitverbreitete Stimmung, Politiker seien korrupt, egoistisch und könnten das Land nicht regieren. Er spricht über das Fundament seiner Werte, die Verantwortung von Soldaten und die historische Schuld des Militärs im Zweiten Weltkrieg; über die Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit und erlaubte Notlügen; über seinen Glauben an die Auferstehung; wie ihn Niederlagen und Verletzungen weiterbringen und welche Ratschläge seines Vaters er noch heute berücksichtigt.



Der Titel im Katalog